

Bonusbeitrag zur SKZ 19/2021

Interview mit Esther Vorburger-Bossart in voller Länge

«Die Erstmotivation lag in der Berufsbildung»

Was die weiblichen Ordensgemeinschaften geleistet haben und welche Auswirkungen sie auf die Gesellschaft hatten, ist eine Leerstelle in der Geschichtsforschung. Ein Forschungsprojekt möchte diese füllen.

SKZ: Wie kam es zu diesem Buch?

Esther Vorburger-Bossart: Sowohl bei meinen Forschungsarbeiten für das Lizentiat wie auch für die Dissertation über «Identitäten in der katholischen Frauenbildung» sah ich in den Archiven der Klöster, dass der einzelbiografische Ansatz in den schriftlichen Quellen fehlte.. Zur Ereignis- und Institutionengeschichte liegt reichlich Material vor, zur Alltags-, Frömmigkeits- und Mentalitätsgeschichte der religiösen Frauengeschichte hingegen gibt es nur wenige Akten. Ohne diese Quellen können aber die Denk- und Handlungsmotive der einzelnen Schwestern nicht gezeigt und so die frauengeschichtlichen Aspekte der Kirchengeschichte nur ungenügend erforscht werden. Während meiner Forschungsaufenthalte in den Klöstern kamen immer wieder Schwestern zu mir ins Büro und erzählten unaufgefordert von ihrem Leben. Ihre Erzählungen erhellten mir oft die schriftlichen Quellen und mir wurde bewusst, wie wertvoll diese waren. Gleichzeitig sah ich, wie die Friedhöfe immer grösser werden. Dies löste in mir die Frage aus, wo das ganze Wissen dieses einmal auftretenden weiblichen Lebensmodells hingehet. Diese Quellen waren nicht vorhanden, mussten also generiert werden, damit sie der Nachwelt erhalten bleiben. Mir wurde bewusst, dass hier unbedingt mit Oral History gearbeitet werden muss.

Könnten Sie die Methode der Oral History erklären?

Oral History ist ein methodisches Handwerkszeug, das sich eignet, einen perspektivischen Zugang zu einem Teil der religiösen Frauengeschichte zu erschliessen. Damit werden neue Quellen generiert, da das schriftliche Material in den Gemeinschaftsarchiven der Frauenklöster kaum Aufschluss zur Subjektgeschichte, sondern grösstenteils nur zum Kollektiv gibt. Damit können die individuellen Denkwelten, auch das Spannungsfeld zwischen Individuum und Kollektiv, religiöser Frauen erstmals in den Fokus der Kirchengeschichtsforschung einbezogen werden. Historiografisch gesehen entspricht dieses Forschungsvorhaben einem weitgehenden Desiderat. Konkret erzählt die Schwester in einem ersten Teil frei. Sie entscheidet, wo

sie beginnen will, wie sie ihre Erzählung strukturiert und was sie von sich preisgeben will. In einem zweiten Teil folgen Verständnisfragen zu den Hauptnarrativa und in einem dritten Teil stellt die Interviewerin Bezugsfragen zur Vertiefung und Erweiterung der Gesprächsinhalte. Da erzählte Erinnerungen beeinflusst sind vom aktuellen sozialen Umfeld und weiteren gruppenspezifischen Faktoren, müssen diese mündlichen Quellen quellenkritisch erschlossen werden. So war es beispielsweise zu erwarten, dass die befragte Ordensschwester ihre eigene Gemeinschaft der Interviewerin gegenüber möglichst positiv darstellen wird. Auch können Aussagen interessengeleitet oder aus der Retrospektive für das Interview neu arrangiert oder konstruiert werden.

Wo lagen allenfalls Schwierigkeiten in der Forschungsarbeit?

Wirkliche Schwierigkeiten gab es keine. Es brauchte jedoch langwierige Vorbereitungen. So dauerte es manchmal lange, bis die Schwestern in die Interviews einwilligten, da sie zunächst die Notwendigkeit nicht sahen. Doch bei fast allen Interviews kam zum Schluss eine positive Rückmeldung. Die Schwestern schätzten es, dass ihnen jemand zugehört hatte, sie in ihrem letzten Lebensabschnitt von ihrer Lebensgeschichte erzählen konnten und sich so selbst nochmals darauf fokussieren konnten. Eine gewisse Schwierigkeit gab es beim Schreiben: Wir hatten uns verpflichtet, die Inhalte aus den Interviews weitgehend zu anonymisieren, damit eine Identifikation der einzelnen Respondentinnen auch für interne Kreise weitgehend ausgeschlossen werden kann. Dieser weitreichende Abstraktionsgrad in Sach-, Orts- oder Personenbezügen brachte gewisse Schwierigkeiten im Bemühen um eine möglichst präzise Darstellung mit sich. Wenn es sich – um hier ein fiktives Beispiel zu nennen – um eine Schwester handelte, die in Altdorf als Sekundarlehrerin unterrichtete, durfte «Altdorf» nur mit «in einer Innerschweizer Gemeinde» und die «Sekundarlehrerin» allgemein mit «Lehrschwester», «Pädagogin», «Lehrerin» oder ähnlich umschrieben werden. Personennamen wurden keine, auch nicht solche von in den Erzählungen vorkommenden Zweit- und Drittpersonen genannt. Als Drittes möchte ich meinen Respekt vor den Interviews selbst nennen. Mir war bewusst, dass ich als Oral Historian stets Teil dieses Interviews war und somit über die Interaktion mit der befragten Schwester an der Erinnerungsarbeit mitbeteiligt war. Meine persönliche Verfassung und mein Verhalten der interviewten Schwester gegenüber konnten die Erzählung beeinflussen.

Welches sind die wichtigsten Erkenntnisse Ihrer Forschungsarbeit?

Zunächst hat sich die These bestätigt, dass man fast alle Lebensgeschichten im ländlichen, katholischsozialisierten Raum verorten konnte. Es gab nur wenige aus der katholischen Diaspora oder aus Städten. Grundsätzlich kann gesagt werden, dass es sich innerhalb einer Generation über alle Gemeinschaften hinweg um ähnliche Lebensläufe handelt, wenn doch jede einzelne Erzählung eine sehr individuelle Ausprägung hatte. Fast ausnahmslos handelte es sich um Erzählungen von Berufsbiografien oder um aus beruflicher Perspektive erzählte Lebensläufe, wobei die Erzählung der eigenen Kindheit oft fast einen Fünftel der Erzählung ausmachte. Es trat deutlich hervor, dass für viele Frauen die Erstmotivation für den Klostereintritt in

der Berufsbildung und beruflichen Tätigkeit lag. Dies aber natürlich immer aus dem Gedanken der Nächstenliebe. Was für mich persönlich eher überraschend war: Die Schwestern wollten etwas für sich selbst. Dies wurde in den Gesprächen explizit so ausgedrückt. Dem Berufswunsch konnte jedoch nicht in allen Fällen entsprochen werden, worunter die betreffenden Schwestern ihr Leben lang litten. Sämtliche Narrative zeigen sich in der Selbstpräsentation als Erfolgsgeschichten, die durch Leistungen und Verantwortlichkeiten geprägt sind. Grösstenteils enthalten sie ausführliche Sequenzen zu positiv gerichteten Selbstreflexionen, zu strategischen und zielgerichteten Denk- und Handlungsmustern oder zu Situationen von gemeisterten Herausforderungen. War die Rede von Krankheit, Überforderung, zwischenmenschlichen Schwierigkeiten oder von Zweifeln, wurden auch diese Situationen generell in einer positiven Darstellungsweise erzählt, die übergeordnet in der Heilsgeschichte verortet wurde.

Gab es weitere Ähnlichkeiten in den Interviews?

Auffallend sind die ähnlichen Erzählstrukturen über diese 53 Interviews hinweg. Wobei hier der am meisten auftauchende Topos systembedingt ist: Eine autonome Planung des eigenen Lebensentwurfs wurde kaum erzählt oder als passives Element dargestellt, das sich «einfach ergab» oder «von oben geführt» wurde. Hingegen wird die Deutung der Lebensgeschichte aus der rückblickenden Perspektive innerhalb eines rekonstruierenden Sinnzusammenhangs aktiv und affirmierend vorgenommen. Ein anderes Grundmuster konnte aus den Erzählstrukturen heraus analysiert werden, das sich im mündlichen Umgang mit der eigenen und kollektiven Frömmigkeits- und Religionspraxis zeigte. Dieser Bereich blieb wohl aufgrund der Selbstverständlichkeit einer der grossen Leerstellen innerhalb der freien Erzählung. Erst im zweiten Teil des teilstrukturierten Interviews, im stimulierten Gespräch, berichteten die Schwestern – nun überaus engagiert – über religiöse Themen. Weiter zeigten sich auffallend häufig begriffliche Stereotypen oder Erzähltopoi innerhalb unpersönlich formulierter Interpretationen wie «es war einfach so» oder «man hat es einfach gemacht». Da sich die meisten Respondentinnen zur Zeit der Interviewaufnahme im Pensionsalter befanden, bildete das Älterwerden einen weiteren grossen Erzählteil. Hier wurde vielfach die Gemeinschaft und damit die soziale und wirtschaftliche Absicherung als tragendes Element erwähnt, das die gemeinschaftsbedingten Einschränkungen durchwegs übertreffen würde.

Darf man aus der Tatsache, dass die meisten Frauen aus ländlichen katholischen Gegenden und aus katholischen Familien stammen, den Schluss ziehen, dass es in diesen Milieus «selbstverständlich» war, dass jemand ins Kloster ging?

Es war vor diesem Hintergrund zumindest naheliegend. Das bäuerlich-agrarische Umfeld, aus dem der grösste Teil der Schwestern stammt, richtete sich nach dem Kirchenjahr. Die sozialen Vernetzungen und konfessionellen Sozialisierungen dieser Schwestern fanden fast ausschliesslich in einem katholisch geprägten Umfeld statt. Dazu gehörte ebenfalls die Förderung eines religiösen Lebens durch die Ortsgeistlichen oder das Vorbild von vor Ort tätigen eingekleideten Schwestern als

Lehrerinnen, Heim- oder Pflegeschwestern. Auch war es weitverbreitet üblich, aus den kinderreichen Familien eines oder mehrere Kinder in ein Kloster «zu schicken».

Was in den Erzählungen hat Sie besonders beeindruckt, angesprochen, bedrückt?

Zunächst war ich beeindruckt von der allgemeinen grossen Offenheit unter den Schwestern in allen acht angefragten Gemeinschaften. Wenn man bedenkt, dass die Gemeinschaften aktuell durch teils fundamentale Umstrukturierungen aufgrund schwindender Mitgliederzahlen, pflegebedürftiger oder hochbetagter Schwestern bereits intern sehr viele Aufgaben zu bewältigen haben. Dennoch erfuhr dieses Forschungsprojekt eine offene Bereitschaft zur Teilnahme. Innerhalb der Erzählungen beeindruckte mich, wie fast ausnahmslos alle Erzählerinnen ihr Leben als ein gelungenes, in Gott getragenes darstellten, trotz teilweise herausfordernder Lebensverläufe, von denen die Schwestern berichteten. Fast alle gaben am Schluss des narrativen Teils an, diese Lebensform im Kloster wieder zu wählen bzw. keine Schwester gab an, nicht noch einmal ins Kloster eintreten zu wollen. Bei Berichten von gegenseitigen Unstimmigkeiten oder Verletzungen, die innerhalb von sozialen Gemeinschaften unvermeidbar sind, verknüpften die Erzählerinnen diese Begebenheiten gleichzeitig mit dem tiefen Wunsch oder der Bereitschaft zur Verzeihung oder Wiedergutmachung gegenüber der Mitschwester. Das stete Bemühen, nach den Gelübden und dem Evangelium zu leben, beeindruckte mich ebenfalls. Was ich nicht erwartet hatte, war das Selbstbewusstsein, mit dem die Schwestern im Interview auftraten. Das entspricht nicht dem üblichen Bild der dezent im Hintergrund bleibenden Schwester. Es hat mich sehr gefreut, dass sie dieses Selbstbewusstsein entwickelt haben. Und dies zu Recht, wenn man sich der Leistung dieser Schwestern bewusst wird.

Können Sie das ausführen?

Die Schwestern waren bereits ab Mitte des 19. Jahrhunderts oft auch Managerinnen und besetzten Leitungsämter – lange bevor in der weltlichen Öffentlichkeit Frauen Führungspositionen übernahmen. Sie führten so mehrere Hundert Schwestern oder als Generaloberinnen der grossen Kongregationen gar mehrere Tausend von Schwestern schweiz- und weltweit. Im Interview sprachen die Schwestern mit grosser Selbstverständlichkeit und oft auch Leichtigkeit über die enormen Arbeitspensen. Ferien oder freie Tage gab es normalerweise nicht. Oft musste eine Schwester von einem Tag zum anderen den Ort und die Arbeit wechseln, weil eine Gemeinde dringend Schwestern brauchte. Umgekehrt konnte ich feststellen: Es handelte sich hier meist um Biografien, die über 60 bis 70 Jahre kontinuierliche Karriere- oder Berufsverläufe zeigten, weder durch Schwangerschaften noch durch Pensionierungen unterbrochen, da die meisten Schwestern bis ins hohe Alter für gewisse Aufgaben verantwortlich bleiben. Die Darstellung ihrer eigenen Lebensgeschichte zeigte, dass sich die Schwestern auch der eigenen Leistungen an die Gesellschaft bewusst waren. Andererseits bedrückte mich, wenn zwar nur einzelne Schwestern erzählten, dass sie teils ihr Leben lang unter einer mangelnden Bildung gelitten hätten, die ihnen entweder vor oder nach dem Klostereintritt aufgrund materieller oder struktureller

Gegebenheiten nicht ermöglicht werden konnte. Sie hätten sich aber zugunsten der Gemeinschaft reingeschickt. Diesen Satz hörte ich öfters und ich spürte, dass es keine Floskel war.

Sie schreiben, dass Individualität eine Generationenfrage war.

Die zwischen 1945 und ca. 1970 eingetretenen Schwestern gaben ihre persönlichen Wünsche und Ziele mit dem Klostereintritt zugunsten der Gemeinschaft auf oder unterstellten sie dem Kollektiv, wie es ebenfalls im weltlichen Leben im sozialen Gefüge mit kinderreichen Familien der Fall war. Trotzdem war Individualität wichtig. Die meisten Schwestern suchten sich ein Gebiet, das sie alleine ausübten, z. B. einen kleinen Garten, eine bestimmte Aufgabe usw. Manche waren durch eine Krankheit individuell geworden – gewollt oder nicht. Die später, nach 1980 eingetretenen Schwestern mit Jahrgang 1960 und jünger sind ebenfalls von ihrer Zeit geprägt und brachten stärker ihre eigenen Konzepte von Gemeinschaft, auch ihre individuellen Vorstellungen betreffend eigene Aus- oder Weiterbildung mit. Dies erschwerte zum Teil das Zusammenleben in der Gemeinschaft.

Interview: Rosmarie Schärer

Esther Vorburger-Bossart (Jg. 1968) studierte Allgemeine Geschichte, Biblisch-historische Theologie und Kirchengeschichte an der Universität Zürich. 2008 promovierte sie in Freiburg i. Ü. über die Identitäten in der katholischen Frauenbildung. Seit 2011 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Kirchengeschichte in Luzern.